Zeitschrift: Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 77 (1999)
Heft: 3

Buchbesprechung: Bücherwelt
Autor: Gerber Jenni, Regula / Kerr, Katharina / Schmuckli, Lisa

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

(Un-)Rechtserfahrungen von Frauen

Beatrix Geisel : Klasse, Geschlecht und Recht. Vergleichende sozialhistorische Untersuchung der Rechtsberatungspraxis von Frauen- und Arbeiterbewegung (1894–1933). Mit einem Vorwort von Ute Gerhard. Schriften zur Gleichstellung der Frau, Band 16, Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1997.

«Männer haben zu allen Zeiten die Gesetze gemacht, Männer haben nicht nur über ihr Geschlecht, sondern auch über das andere zu Gericht gesessen und Urteile gefällt; es kann uns daher nicht wundern, wenn die Dinge vorwiegend nach ihren Ansichten zugeschnitten, zu ihrem Vorteil zurecht gemacht sind», so urteilte 1894 die Pfarrfrau Adele Gamper (Zitat S. 80). Beatrix Geisel hat ein kluges und spannendes Buch geschrieben über (Un)-Rechtserfahrungen von Frauen, über Möglichkeiten und Strategien, bürgerliches Recht von «unten» durch individuelle Inanspruchnahme und kollektive rechtspolitische Forderungen zu verändern.

Für ihre Darstellung wählt sie die «doppelte Perspektive»: Indem Geisel die Rechtsberatungspraxis sowohl der Frauen- als auch der Arbeiterbewegung untersucht, ist ihre Forschungsarbeit zugleich ein Beitrag zum Verhältnis von Klasse und Geschlecht. Dass diese Beziehung eine vielschichtige ist, Schnittstellen und Brüche aufweist, belegt etwa die je nach weiblicher Lebenslage unterschiedliche Funktion des bürgerlichen Privatrechts: «Für Ehefrauen erweist es sich primär als Zwangsmittel der Männergesellschaft, während es ledigen, gleichgestellten Frauen im Erwerbsleben umso eher denselben Schutz versprach wie ihren Brüdern, je besser sie sozial situiert waren» (S. 374). Angesichts solcher Widersprüche überrascht denn auch das Fazit nicht, wonach der komplexen und komplizierten Verbindung von Klassen- und Geschlechterungleichheit weder der gewerkschaftliche noch der feministische Rechtsschutz gerecht wurden: «Versagte die Politik der Arbeitersekretariate an den Grenzen des Geschlechts, so verfehlte der Frauenrechtsschutz zunehmend sein Ziel, auf der Basis gleicher Geschlechtserfahrungen die Kluft zwischen den Klassen zu überwinden» (S. 386).

Im ersten Teil fragt Geisel nach dem Rechtsverständnis der Frauen- und Arbeiterbewegung. Die Erörterung grundsätzlicher Fragen beider Bewegungen illustriert, auf welcher Rechtstradition die jeweiligen Beratungsinstitutionen gründeten. Die Frauenbewegung setzte sich vor allem mit dem Problem auseinander, ob und wie das Recht zur Emanzipation und Gleichstellung beitrage. Die Antworten der radikalen und gemässigten bürgerlichen Frauen sowie der orthodoxen und reformistischen Sozialistinnen spiegeln zugleich die unterschiedlichen Positionen der Frauenbewegung. Auf Gewerkschaftsseite erläutert die Autorin das Verhältnis der künftigen sozialistischen Gesellschaftsordnung des Bürgertums anhand der Rechtstheorie von Marx und Lassalle.

Der zweite Teil ist der Praxis des Frauenrechtsschutzes und der dritte Teil dem gewerkschaftlichen Rechtsschutz bzw. dem Verhältnis der Arbeitersekretariate

zur «Frauenfrage» gewidmet. Geisel stellt zwei «Modelleinrichtungen» vor, den Dresdner Rechtsschutzverein für Frauen und das Arbeitersekretariat in Nürnberg, und analysiert Umfang und Inhalte der jeweiligen Beratungspraxis. Bedeutungsvoll für das Selbstverständnis, die Beratungstätigkeit und die rechtspolitischen Konsequenzen der jeweiligen Institutionen ist die unterschiedliche Ausgangslage: Während die Arbeitersekretariate bereits bestehende Strukturen sowie finanzielle und personelle Ressourcen der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften nutzen konnten, war die Basis der Frauenrechtsschutzvereine das ehrenamtliche feministische Engagement. Beide Einrichtungen berieten in familien-, arbeits- und sozialrechtlichen Belangen. Interessant ist, dass der Frauenanteil unter den Klienten der Arbeitersekretariate ausser zur Zeit des ersten Weltkrieges nie höher als 20 Prozent war. Geisel erklärt dies hauptsächlich damit, dass die gewerkschaftlichen Rechtsberater Fragen auswichen, die das «Binnenverhältnis der proletarischen Familie» betrafen, und sich lieber für die arbeits- und sozialrechtlichen Interessen der erwerbstätigen Frauen einsetzten. Demgegenüber erachteten die Frauenrechtsschutzvereine Familienprobleme als rechtlich relevant und forderten auch entsprechende Reformen. Grundsätzliche Diskussionen über Recht und Moral zwischen radikalen und gemässigten Feministinnen erschwerten allerdings den Kampf für ein «anderes» Recht. Trotz dieser Einschränkungen würdigt Geisel den Frauenrechtsschutz als «historisch bisher einzigartigen Versuch, zur rechtlichen Alphabetisierung von Frauen beizutragen und ihre traditionelle Rechtsferne zu überwinden, er gab auch eine bisher ebenso einmalige Antwort auf die Frage, wie Frauen sich gegen unterdrückerische Rechtsnormen wehren und das Bewusstsein von der Notwendigkeit ihrer Veränderung schärfen können» (S. 387).

Das Buch lebt von den vielen sorgfältig recherchierten Fakten und Informationen, die die Autorin aus einer breiten sozialhistorischen und geschlechtergeschichtlichen Perspektive diskutiert und damit Hintergründe und Zusammenhänge ebensowenig vernachlässigt wie die kritische Erörterung von Theorie und Praxis beider sozialer Bewegungen. Zusammenfassende Überblicke nach grösseren Abschnitten und resümierende Gedanken sowie der vierte Teil (Vergleich der Frauenrechtsschutzstellen und der Arbeitersekretariate und kommentierte Darstellung der Ergebnisse) verhindern, dass Leserinnen und Leser den (lila und roten) Faden verlieren.

Regula Gerber Jenni

Wie ist das politische System der Schweiz organisiert? Und warum?

Wolf Linder: Schweizerische Demokratie. Institutionen, Prozesse, Perspektiven. Paul Haupt Verlag, Bern 1999, 428 Seiten, Fr. 54.–.

Wie erkläre ich einer SP-Sektion, welche Möglichkeiten der SP innerhalb des schweizerischen politischen Gefüges bleiben, «schampar unbequeme» Oppositionspolitik zu machen? Das Gerücht, «wirkliche» Opposition sei «wegen des Systems» nicht gut möglich, haben die GenossInnen der Sektion X sicher auch schon gehört. Aber wie ist dieses System beschaffen, woher kommt es, und wie kann man es allenfalls ändern? Dies sind praktische

Fragen unseres politischen Alltags. Wir brauchen nicht PolitologInnen zu sein, um die Fragen zu stellen, aber es kommt uns sehr entgegen, wenn die Politologie uns Instrumente zur Beantwortung unserer Fragen zur Verfügung stellt. Und es schadet auch nichts, wenn die Beantwortung komplex, historisch abgeleitet, mit Diskussion der diversen Lehrmeinungen und mit einem statistischen Apparat daherkommt. Im Gegenteil, der Leserin und dem Leser wird dabei auch die Disziplniertheit logischen Denkens und die unklare Schönheit des nach Erkenntnis strebenden wissenschaftlichen Diskurses dargeboten. Damit wird nicht nur das Interesse an der Einzelfrage befriedigt, sondern eventuell auch die Freude an dieser Art der Diskussion geweckt. Und die Lust zu widersprechen.

In diesem Standardwerk des Berner Politologen Wolf Linder wird die schweizerische Demokratie als dynamischer Prozess hergeleitet und beschrieben. Die Fragestellungen des Werks sind aus den folgenden Themen genommen: dem Entstehen der schweizerischen Konkordanz, dem Zusammenwirken von Regierung und Parlament (darin liegt ein Teil der Antwort auf die Oppositionsfrage: Wer keine politische Mehrheit hat, ist Opposition, rechts oder links ist dabei dem System, nicht aber der Demokratie egal), dem Einfluss der Parteien und Verbände in der politischen «Willens- und Machtbildung», der Funktion von Referendum und Initiative, dem empirisch untersuchten Stimmverhalten des Volks, der Funktion des Föderalismus bei den verschiedenen politischen Problemlösungen und der Frage, warum die schweizerische Politik vermeidet, «dass Verlierer ganz leer ausgehen». Die Realisierung der «Ansprüche der Demokratie» steht für Linder dabei im Vordergrund. Dabei ist zu beachten: «Die grundlegende Idee von Demokratie zielt weit: sie erstrebt die chancengleiche Entfaltung aller Fähigkeiten und Fertigkeiten der Person in der Gesellschaft.» Die Schwierigkeiten, dieser Utopie näherzukommen, das Gefühl der politischen Ohnmacht, das Versanden in politischer Enttäuschung und die Passivität grosser Teile der Bevölkerung, «die Erscheinung wenig kontrollierter oder intransparenter Macht» werden im Buch mitdiskutiert, ebenso wird gefragt, ob etwa gesellschaftliche Ungleichheit oder die Zwänge der ökonomischen Globalisierung durch die schweizerische Demokratie besser gebändigt werden können bzw. könnten. Linder untersucht auch die politischen Ausprägungen der modernen Effizienzgläubigkeit und deren Auswirkungen auf die Substanz der Demokratie: «Und schliesslich gibt es die Kritik jener Kreise, die es vorziehen würden, den Staat nach Effizienzkriterien der modernen Unternehmungswirtschaft zu führen, und die in der Demokratie oder im Föderalismus kaum mehr als Störgrössen im Management des öffentlichen Sektors sehen.»

Das Buch erfüllt sowohl wissenschaftliche wie praktische Ansprüche. Es kann als Handbuch verwendet wie als Diskussionsbeitrag rezipiert werden. Es ist sehr empfehlenswert.

Für die Antwort auf die Oppositionsfrage übrigens ist der Abschnitt «Die eidgenössischen Räte zwischen präsidialem und parlamentarischem System» (S. 193 f.) erhellend: Unsere Parlamente dienen dem Machterhalt der durch die politische Mehrheit eingesetzten Exekutive. Parlamentsmehrheit und Exekutive spannen zusammen. Wer draussen bleibt oder in der Minderheit, ist Opposition. Jedoch: Die parlamentarischen «QuerschlägerInnen», die nicht der Fraktionsdisziplin oder Fraktionen, die nicht ihrer Regierungsvertretung folgen, weichen das System auf. Neue Frage: Wer ist unter dem Aspekt der Demokratie an dieser Systemaufweichung interessiert?

Katharina Kerr

Im Film ist alles harmonischer als im Leben

Antoine de Baecque/Serge Toubiana: François Truffaut. Biographie. Edition arte, Köln 1999, 720 Seiten, Fr. 71.–.

1932 als ungewolltes Kind einer noch nicht zwanzigjährigen Pariser Bürgerstochter heimlich geboren, wird Truffaut die ersten Jahre zu Ammen abgeschoben und von ihnen grossgezogen, übergangen von der Mutter und seinem Stiefvater, der François juristisch adoptiert hatte. Es ist seine Grossmutter, Geneviève de Monferrand, die die Einsamkeit und physische Verwahrlosung ihres Enkels erkennt und sich ihm widmet. Bei ihr konnte er sich zu einem aufgeweckten Jungen und vorwitzigen Schüler entwickeln. Sie war es auch, die ihn in die Welt der Bücher und der Musik einführte. Erst als Zehnjähriger, nach dem Tod der Grossmutter, wird François in den Haushalt seiner Eltern aufgenommen. Truffaut: «Es war sehr schwierig, auf so engem Raum zusammenzuleben. Es gab das Wohnzimmer, wo wir auch assen, dann das Elternschlafzimmer und schliesslich einen kleinen Eingangsbereich direkt neben der Küche, die gleichzeitig als Bad diente. Die Toilette befand sich im Treppenhaus, einen halben Stock tiefer. Der Platz war so knapp, dass mein Vater sich für mein Bett im Flur ein spezielles System ausgedacht hatte, eine Art Bank, die man dank eines Scharniers tagsüber hoch- und für die Nacht herunterklappen konnte. Ihn erinnert das ein bisschen an eine Berghütte, er machte oft Witze darüber. Ich aber musste jede Nacht darauf schlafen und fand die Sache nicht sehr komisch» (S. 34 f.). Dieses Bettsystem verstärkte bei ihm das Gefühl, nur geduldet zu sein – und Truffaut verewigte diese Erfahrung in seinem ersten abendfüllenden Film: *Les quatre cents coups* (dt.: Sie schlugen und sie küssten ihn). Die Eltern liessen den Sohn regelmässig allein, um sich in den Bergen tummeln zu können, während François in der Wohnung zurückbleiben musste, wo er zu Hause las, sich mit Freunden zusammenschloss oder auf der Gasse zu leben begann. Um seine Ruhe vor den Eltern zu haben, «erzählt François Geschichten, erfindet als Flucht nach vorn immer neue Lügen, eine Flucht in die Fiktion, mit der er sich an der Wirklichkeit rächen will» (S. 36). Mit seinem engsten Freund Robert Lachenay verkrümelte er sich ins Theater und in die Kinos, in beruhigender Ferne zu den Eltern und dem Krieg. «Einen Film im Kino zu erleben, wird bei Truffaut immer eng mit der Heimlichkeit des Blickes verbunden bleiben, wie sie sich in seiner Jugend herausgebildet hat. Die Cinéphilie avanciert fortan zu einer Art Bollwerk: eine parallele Welt, eine Gegenkultur, in der sich eine Vorliebe für das Geheime und Subversive pflegen lässt und die nach und nach die Form eines intimen Tagebuches annimmt, das man mit treuen Gefährten teilt» (S. 49).

Truffaut benötigte drei Bücher pro Woche und drei Filme pro Tag, um zu überleben. Systematisch eignete er sich die Filme und deren Hintergründe an. 1948 gründet Truffaut seinen eigenen Filmclub, Cercle Cinémane, für den er klaut und mit dem er kurze Zeit später Konkurs geht. Sein Vater liefert ihn wutentbrannt auf einer Polizeiwache ab, und Truffaut, noch minderjährig, kommt in ein Erziehungsheim. Während seiner kurzen Filmclub-Zeit lernt er André Bazin kennen, Leiter der Filmabteilung bei Travail und Culture, der sein geistiger Vater werden wird. Mit Hilfe von Bazin (der ihm eine Tätigkeit anbietet) und der Heimpsychologin kommt Truffaut vorzeitig aus der Haft heraus. Durch Bazins Fürsprache erhält Truffaut Zugang zum Filmclub Objectif 49, wo er Jaques Rivette, Chabrol, Rohmer, später auch

Godard kennenlernt. Da sein Job als Bazins Privatsekretär gefährdet ist, versucht sich Truffaut (später mit Erfolg) als Filmkritiker, macht seine ersten Reportagen und Fotos.
Aus einer tiefen Krise heraus – Bazin ist in Kur, sein Freund Lachenay in der Armee, seine Freundin Lily abgetaucht, die journalistische Arbeit befriedigt ihn nicht mehr länger – meldet sich Truffaut zur Armee, um als Freiwilliger nach Indochina zu gehen. Truffaut desertiert ein halbes Jahr später – und Bazin hilft ihm, sich zu verstecken. Er wird jedoch geschnappt, aber bevor er nach Saigon geschickt werden kann, erkrankt er zum zweiten Mal in seinem Leben an Syphilis. Militärlazarett, zweiter Selbstmordversuch, Nervenheilanstalt, Armeegefängnis, Degradierung und unehrenhafte Entlassung aus der Armee. Truffaut ist nach harten Monaten endlich wieder in Paris. Bazin wird zu seinem Angelpunkt: Er ist es, der Truffaut als Filmkritiker begleitet und seine Texte an die Cahiers du cinéma vermittelt. Dort erscheint auch sein Text «Eine gewisse Tendenz im französischen Film», der eine tiefgreifende Debatte auslöste, das Autorenkino stärkte und auf die jungen Rebellen aufmerksam machte. Und der Text stellt eine persönliche Wende für Truffaut dar: Er ist nun ein gefragter Journalist und kann von einer Arbeit leben, die er leidenschaftlich gerne betreibt: Filme sehen und diskutieren.
Im Frühjahr 1954 beginnt Truffaut, sich systematisch das Handwerk als Regisseur anzueignen: Seine grossen Lehrmeister werden Max Ophüls, Roberto Rossellini und Alfred Hitchcock. 1957 erscheint sein erster Film *les miston*; im selben Jahr heiratet er Madeleine Morgenstein und – er wechselt definitiv von der Kritik in die Regie. 1958 beginnt Truffaut die Dreharbeiten zu *les quatre cents coups*. Bazins Tod und der Start der Dreharbeiten überschneiden sich: «Der grösste Kritiker der Nachkriegszeit stirbt genau zu dem Zeitpunkt, als sich mit den ersten Einstellungen von *les quatre cents coups* die Nouvelle Vague abzeichnet. Diese Koinzidenz hat nicht nur symbolische Bedeutung. Der Aufstieg zum Regisseur kommt für Truffaut einer Abrechnung gleich, die ihn für die heimlichen Jahre seiner Kindheit und die Einsamkeit als Heranwachsenden entschädigen soll» (S. 221). Die Dreharbeiten beginnen mit einem Todesfall und enden mit einer Geburt: Madeleine Truffaut gebiert Tochter Laura (zwei Jahre später wird Eva geboren). Im April 1959 entscheidet die Französische Auswahlkommission, die Filme *orfeo negro* (Marcel Camus), *Hiroshima, mon amour* (Resnais) und *les quatre cents coups* nach Cannes zu schicken.
Truffauts andere Leidenschaft – die Frauen – zieht eine weitere Konsequenz nach sich: Auf Madeleine Morgensterns Initiative hin trennen sich die Truffauts 1965. Immer wieder tauchen seine Hauptdarstellerinnen als Freundinnen und Geliebte in der Szene auf: Françoise Dorléac, Claude Jade, Jeanne Moreau, Catherine Deneuve, Jacqueline Bisset, Isabelle Adjani und – seine letzte grosse Liebe: Fanny Ardent (ihre gemeinsame Tochter Josephine wird 1983 geboren).
Es gäbe noch so viel zu erwähnen: Cannes im Jahre 1968, die Entdeckung seiner Herkunft/seines möglichen leiblichen Vaters, die Realisierung seiner Filmprojekte, seine wiederkehrenden Krisen, die Liebe zu Kindern, der Bruch mit Godard, der Oscar für *la nuit américaine* und die Césars für *le dernier métro* ... und auch seine Krankheit (Krebs) und sein Tod (am 21. Oktober 1984).
«Im Film ist alles harmonischer als im Leben», heisst es in *la nuit américaine*. Wie kaum ein anderer Regisseur hat François Truffaut seine eigene Not und seine Möglichkeiten genutzt, seine prägenden Erlebnisse und Erfahrungen des eigenen Daseins und So-geworden-Seins präzis in seine Filme einfliessen zu lassen, um auf diese Weise Leben, Leiden, Lust und Kunst miteinander zu verschlingen.

Den beiden Autoren – Toubiana ist Chefredakteur der Cahiers du cinéma, Baecque Historiker und Kritiker bei den Cahiers – haben ein wunderbares Werk über Truffaut und damit auch über die Filme und deren Zeit geschrieben, eine Wundertüte, die immer noch weitere Blickfänge hervorzaubert.

Lisa Schmuckli

Mit dem Fernrohr und der Lupe

Claudio Magris: Die Welt en gros und en detail. München/Wien 1999, 337 Seiten, ca. Fr. 32.–.

Erkennt ein interessierter Mensch die Welt, indem er die grossen Szenen verstehen lernt – oder erkennt er sie, indem er ein Detail aus einem beliebigen Alltag präzis wahrnimmt und zu erklären versucht? Die Erkenntnis der Welt ist immer auch eine Selbsterkenntnis, also eine Reise in die eigenen (biographischen, kulturellen) Details und grossen (politischen, ökonomischen, sozialen) Szenen. Magris beginnt denn auch sein Buch mit folgendem Zitat von Jorge Luis Borges: «Ein Mensch setzt sich zur Aufgabe, die Welt abzuzeichnen. Im Laufe der Jahre bevölkert er einen Raum mit Bildern von Provinzen, Königreichen, Gebirgen, Buchten, Schiffen, Inseln, Fischen, Behausungen, Werkzeugen, Gestirnen, Pferden und Personen. Kurz bevor er stirbt, entdeckt er, dass dieses geduldige Labyrinth aus Linien das Bild seines eigenen Gesichtes wiedergibt.» (Übrigens: Mit Borges verbindet Magris die alte und die neue Welt und kehrt das traditionelle Verhältnis von Vor-Bild und Abbild um. Damit verwischen sich die ersten Grenzen: Um wen geht es in dieser Welt? Um die Welt oder aber um den Zeichner?)

Magris' Reise durch Italien, oder eben: durch Ort und Zeit – also durch das Leben – beginnt in einem Triester Café, fliesst durch Familienschicksale und Liebesgeschichten, philosophiert über Auswanderung und Grenzen zwischen Menschen, vermischt Traum/Fiktion und Realität/Wirklichkeiten, beschreibt Gefühle und Stimmungen nicht nur des vermeintlichen Helden, sondern auch der Zeit, und endet in einer Kirche gleich nebenan, unter einem Gewölbe, während eines alltäglichen Rituals, das Himmel und Erde und Menschen untereinander, auch angesichts des Todes, verbindet.

Die Welt erklären – ein unbewältigbares, törichtes Unterfangen. Magris ist klug und humorvoll genug, dies nicht anzustreben. Seine Reise, und das hat mir am Buch nebst der Sorgfalt der Sprache und den inneren Bildern, am besten gefallen: Sie ist nicht abgeschlossen oder rund, vielmehr droht sie immer auch wieder zu zerfallen. Gerade weil es kein richtiges, Dumont- oder Baedeker-ähnliches Reisekonzept gibt, sondern offenbleibt, macht das Nach-Denken und Nach-Reisen grosse Lust.

Eine echte Ferienlektüre für die Reisezeit im Oktober!

Lisa Schmuckli